

Schoa-Coaching - Wie die Erinnerungskultur das Leben prägt

Von Hanna Rheinz

„Gedenken ist wertlos, wenn es nicht mit dem Kampf gegen die neuen Nazis einhergeht,“ mahnt die Tochter eines KZ-Überlebenden zum Jahrestag der Befreiung des Konzentrationslagers Dachau. Seit 67 Jahren hat noch auf jeder Gedenkfeier ein Satz dieser Art die Runde gemacht. Aufklärung, „Erinnere dich“ so die Botschaft, schütze vor Wiederholung. Andernfalls könne das Vergessene und Verdrängte sich neu entzünden. Machen wir uns nichts vor: Brandherde gibt es allerorten. Mit dem „Lernen aus der Geschichte“ ist es nicht weit her. Es scheitert. Tag für Tag.

Was von der Geschichte übrig blieb, kann - wir ahnen es -, nicht auf einen Nenner gebracht werden. Das Rollenrepertoire der Generationen nach dem Holocaust ist begrenzt. Unser aller Leben bleibt vom Holocaust gezeichnet wie von einem inoperablen Narbengeflecht. Dies demonstrieren die immer wieder aufflammenden, erbittert und oft aggressiv und ausgrenzend geführten Debatten um den korrekten Umgang miteinander und mit den unterschiedlichen Perspektiven auf die Geschichte. Hier prallen, ohne daß es den Akteuren bewußt wird, Erinnerungsfiguren aufeinander, die in hohem Maß durch die emotionale und biographische Nähe zur Schoa beeinflusst sind. Sie treten als Identitätsangebote der Erinnerungskultur auf, die in den letzten Jahren entstanden ist und eine immer wichtigere Rolle in der medialen Öffentlichkeit und besonders im jüdischen Leben spielt. Kein Wunder also, daß demnächst Schoa-Coaching auf dem Stundenplan stehen könnte.

1. Über die „Einzigartigkeit der Schoa“

Als wichtigstes Merkmal der Intelligenz eines Lebewesens, gilt, so Psychologen, fähig zu sein, aus Erfahrungen zu lernen. Genau dies bringen gerade die Menschen nicht zustande. Sigmund Freud mutmaßte, daß es Kräfte gibt, die sich dem Lernen beharrlich entziehen, nicht Begreifen wollen und das Böse an sich binden, anstatt es ein für allemal in die Wüste zu schicken. Erich Fromm sprach gar von „Nekrophilie“ als Inbegriff gescheiterter Menschlichkeit. Etwas drängt zur Wiederholung des Verbrechens, ein Zwang, vielleicht die Hoffnung, beim wiederholten Durchlauf besser abzuschneiden, eine Sucht, sich dem Risiko, dem Zerstören hinzugeben. Ist dies ein Grund für die auffallende Unfähigkeit aus Katastrophen zu lernen? Eine florierende Kriegswaffenindustrie, die chirurgisch präzise globale Vernichtung verspricht. Das Modell Schoa mag seiner Zeit voraus, „einzigartig“ gewesen sein, seine Nachahmer sitzen fest im Sattel. Das „Nie wieder“ (in der jüdischen Geschichte seit Massada bekannt) bröckelt. Täterprofile, Untersuchungen von Keulungen unterschiedlichster Couleur zeigen, der Trend geht hin zur Massenvernichtung. Ausrotten konnte situativ noch immer „vernünftig“ begründet werden, und sei es mit dem Hinweis auf Volksgesundheit oder die Gefahren terroristischer Unterwanderung: Wer präventiv Vernichten fordert, macht Sachzwänge und Bedrohungsszenarien geltend, die kaum widerlegbar sind, weil das Geflecht (auch als Folge von Desinformationen) kaum

durchschaubar ist, Notfälle geltend gemacht werden, in projektiver Weise eigene Vernichtungserwartungen als Begründung von überlebensnotwendigen Angriffen eingesetzt werden. Ihre destruktive Eigendynamik schreitet unaufhaltsam und zwangsläufig voran. Konflikte können leicht geschürt werden, entziehen sich jedoch, durch ethnische und religiöse Komponenten der Kontrolle, sodaß sie zwar kontrolliert entstehen, nicht jedoch kontrolliert aufgelöst und beendet werden können.

Die Konflikteskalationen erinnern an den Vorgang der Kernschmelze, der einsetzen und mit unaufhaltsamer und unumkehrbarer Zerstörung voranschreiten kann,- lange bevor er überhaupt bemerkt wird. Die Behauptung, die Schoa sei einzigartig, erweist sich als frommer Wunsch, inspiriert

von kulturellem Wunschenken; diene sie doch als Garant dafür, die Gefahren einer Wiederholung bannen zu können. Ein Irrtum, denn bei der Annahme der Singularität könnte es sich um einen Abkömmling der Auserwähltheithypothese handeln. Zu keinem Zeitpunkt hat das Entsetzen über den Kulturbruch verhindern können, daß Menschen, Völker und Regierungen aufhören von Krieg zu Krieg, von Völkermord zu Völkermord stolpern.

2. Gedenkrituale, ganz aktuell

Was bleibt übrig von den gern zitierten "Lehren aus der Geschichte"? In stillschweigender Übereinkunft getroffene Strategien einander hinters Licht zu führen? Sich selbst einzureden, alles ergäbe einen Sinn, und sei es den, die Wiederholungsschleife des "Nie wieder" in Gang zu halten? Weiterhin sind die Bemühungen gewaltig, aus dem Erbe der Verbrechen zu lernen. Ein Streifzug durch das jüdische Biotop dieses Landes mag dies veranschaulichen. Hier haben sich die Repräsentanten mit Eventmanagern zusammen getan; was dabei heraus kommt, Gedenkrituale, jederzeit abrufbar, stets professionell organisiert. Bereits wenige Stunden nachdem Meldungen über die Ermordung von jüdischen Kindern in Toulouse durch die Nachrichten gingen, lud die Israelitische Kultusgemeinde München zu einer Gedenkfeier für die Opfer ein. Wohlgermerkt: In München! Mit gleichem Engagement werden Kommentare mit aktuellen Stellungnahmen zum Iran verbreitet und Sicherheitskonferenzen abgehalten, auf deren Podium Details der Nahostpolitik erörtert werden. Oftmals früher als die zuständigen Politiker Stellung beziehen können, was Anlaß zu mancherlei Spekulationen gibt. Wird hier aus dem Bauch heraus politisiert? Getragen vom Auftrag für so viele Millionen Ermordete sprechen zu müssen? Die Umfrageergebnisse, der Anstieg antisemitisch motivierter Einstellungen legen nahe, daß sich die Akzeptanz der Juden in Deutschland durch das außenpolitische Engagement der jüdischen Verbandsvertreter nicht verbessert hat. Die Pro-Israel Aufklärungskampagnen stoßen in der Öffentlichkeit auf Desinteresse. Die Leute haben andere Sorgen.

3. Schoa-Coaching

Mag die forcierte Aufklärung ihre Grenzen haben, das Lernen kennt keine. Unlängst flatterte mir ein Flyer ins virtuelle Postfach, die neueste Dienstleistung einiger Gemeinden, ein Online-College zur Förderung jüdischen Wissens. "Lilmod.org" oder "Let my people know" reichte wenig später die Hochglanzvariante im realen Briefkasten nach. Darin nochmals die Versicherung, der Kurs "Die Schoa aus jüdischer Sicht" sei garantiert kostenfrei - und dies für alle Zeiten und jedermann. Freilernen für alle! Wie wichtig muß der Inhalt sein, wieviel Bedeutung ihm zugemessen werden. Kein Wunder. Wir stehen vor dem Herzstück der jüdischen Identität. Die Dozenten von Lilmod.org, darunter Rabbiner, allesamt Männer, stammen überwiegend aus Israel, tragen Barthaare und ein eher humorloses Geschau. Wir fragen uns, ob sich die basisdemokratischen Zeiten von Limmud, bei denen Menschen miteinander und voneinander lernen dem Ende zuneigen. Daß sich hier etwas anbahnt, ahnen Hellhörige seit längerem. Was zum ultrafrommen Revival in Israel passt, aber kaum in ein Land, in dem mit den "Piraten" gerade einige subversiv-anarchistische Züge wiederkehren, die allerdings ebenfalls weder frauen- noch judenfreundlich sind. Stichwort: öffentlicher Verkehr und die Frage, wer in Israel das Trottoir benutzen darf, wer sich zu schleichen hat. Schon längst ist der Münchner jüdische Frauenkreis auf Expertenebene wieder eine Männerdomäne. Freiwillig haben die Frauen das Feld geräumt (oder zugelassen, daß es abgewickelt wurde) und lassen sich wieder von den Herren zeigen, wo's lang geht. Das ginge demnächst auch interaktiv. Online ohnehin. Mit Mikrofon und Webcam, letzteres kann von Fall zu Fall ausgeschaltet werden. Lernziel ist, anderen beibringen wie jüdischerseits über die Schoa zu denken sei. Neben den Fakten dürften dabei vor allem Haltungen transferiert werden; emotionale

Pakete, Justieren von Denken, Fühlen, Argumentieren.

Der Umgang mit der Schoa muß gelernt werden. Vor allem jedoch die Identifikation mit Israel, was mit zunehmender Negativberichterstattung gerade Schulkinder vor immer größere Probleme stellt. Die Übernahme der Schoa-geprägten Identität muß eingeübt werden, ebenso wie man lernen muß mit Leugnung und Verharmlosung umzugehen oder dem ewigen "Und was macht "ihr" denn mit den Palästinensern?"

Doch was geschieht nach all dem Manipulieren an der kollektiv durchlittenen Wunde? Ist noch Mitgefühl übrig für das Leid der anderen? Nicht im Urlaub in Israel, sondern Tag für Tag und vor der eigenen Haustür? Was bleibt übrig für anderes und anderer Leid und vor allem, was bleibt übrig für einen selbst?

4. Mit Israel-Liebe durch`s Land

Israel-Tage, Seminare zu Fragen der Imageverbesserung. Zur Basisarbeit des Schoa-Coachings tritt die Arbeit am Image Israels in der Öffentlichkeit. Stichwort: die Medien. Nicht immer ist das Entlarven von Unfreundlichkeiten Folge einer israel- und judenunfreundlichen Berichterstattung. Im Gegenteil. Israelis, Juden und Palästinenser selbst sind die Leidtragenden der Unfreundlichkeiten und Diskriminierungen. Sich zum Sprachrohr des politischen Establishments machen, die Hurra-Geschichten etwa der Waffen- und Pharma-Lobby unkritisch weiterreichen, hilft weder den Bürgern Israels noch der Akzeptanz von Juden im Ausland. Meist ist es nur peinlich. Die Erfolgsgeschichten, die von den "I-Like-Israel" (ILI) Mitarbeitern hervorgekramt werden, sind allzu durchsichtig in ihrer Schönfärberei. Ihnen haftet ein Hautgout an, das verkappte Minderwertigkeitsgefühl dessen, der auf verlorenem Posten steht. Alfred Adler beschrieb es so: idealisieren, um überzukompensieren. Eine wackelige Angelegenheit, die vom ersten Windstoß davongefegt wird. Merke: Nicht jeder, der als Freund auftritt, fördert Freundschaft. Eher Wunschdenken und Selbstbeweihräucherung. Lügenbaron Münchhausen war bekanntlich kein Jude, und Zionist schon gar nicht, doch manches Fundstück der wackeren Crew von ILI rückt nah an die Possen des Pausencloowns, der auf Biegen und Brechen das ermüdete Publikum mit Fundstücken bombardiert, damit nur ja kein Nachdenken über die Schwächen des Hauptprogramms stattfinden kann. Ein Malheur zu verhindern, indem man mit Malheuren jongliert ...

Die Motive sind verständlich. Der Schmerz über das sich an der Wand bereits abzeichnende Scheitern des Projekts Israel. Vorbei die Zeiten, als Israel mit seinen Menschen Inbegriff der Hoffnung, des gelungenen Neuanfangs war. Die Opfer waren gewaltig, ein Scheitern kam nicht in Frage. Läßt sich das Debakel aufhalten? Unter Aufbietung aller Leibes-, Verstandes- und Gefühlskräfte? Oder wenigstens, wie Avraham Burg in seinem Essay "Wenn ich Regierungschef wäre ..." fordert: "Israel braucht eine Verfassung, denn ohne sie läßt sich das Existierende nicht bewahren. Eine Verfassung, unter welcher alle gleich sind." (Tachles Online vom 4. Mai 2012)

Das freimütige Bekenntnis des Israel-Liebhhabers Leo S., Boß von ILI, der sich der Verfasserin dieser Zeilen gegenüber mit grimmiger Entschlossenheit (von Zähneknirschen war nichts zu Hören) bereit erklärte, zugunsten Israels Wohlergehen und Überleben das eigene Denken ausschalten, ja abschaffen zu wollen, hat nachhaltige Verstörung bewirkt. Ist dies die Antwort: Blinde Gefolgschaft mit ausgeschaltetem Gehirn? Überleben, weil andere aufgehört haben, mitzudenken? Und überhaupt: Braucht Israel solche "Freunde"?

In früheren Jahrzehnten gab der ILI-Boß sich noch mit weniger zufrieden, wollte jedem einreden, daß komplexe Gefühle nichts weiter als chemische Reaktionen seien, die an- und abgeschaltet werden könnten. Wenn dies doch nur für die politische Kaste in Israel gelten würde - dann wenigstens gäbe es noch Hoffnung für den Friedensprozeß. Doch selbst Frieden läßt sich nicht herbeizwingen durch chemische Keulen im Trinkwasser.

5. Schicksals` Rolle verfrühtes Ende

Wohin das Leben führen kann, wird jedem klar, der die Todesanzeigen liest. Schon wieder einer aus der eigenen Altersgruppe. Der Verdacht, den jeder vorzeitige Abschied weckt. Da konnte es einer nicht mehr aushalten. Hat das Feld geräumt. Vor seiner Zeit.

Zum Umgang mit der Erinnerung gehört zweifellos die Methode, sich aus dem Staub zu machen. In der einen oder anderen Weise. Und dazu gehört, tatsächlich zu Staub zu werden. Verfrüht. Mitten aus dem Leben. In den besten Jahren. Die Todesrate der zweiten Generation, also der Kinder der Verfolgten, noch vor Erreichen des Seniorenalters, erscheint erschreckend hoch. Krankheiten, Unfälle, Suizide, Sekudentod. Ist für die Kinder vieler Verfolgter so wenig Lebenskraft übrig geblieben? Haben sie sich in ihren eigenen Lebensgeschichten so zurückgenommen, verleugnet, verirrt, um ihren Eltern Gewicht und Gehör zu überlassen? Sind sie, im Auftrag der Eltern, Gefühle, Positionen, Strategien auslebend, in eine Entwicklung geraten, bei der sie sich nur an den Fußstapfen jener orientierten, die unmittelbar vor ihnen gingen? Und sich selbst dabei aus den Augen verloren, am Ende vergaßen, ihren eigenen Weg zu suchen, zu finden, an ihm festzuhalten, und diesen eigenen Weg konsequent und ohne das nagende Gefühl des Zweifels, der Schuld, des Bedauerns zu verfolgen?

Damit eine Ablösung gelingt, muß Protest gewagt werden. Abwendung. Doch ein Protest gegen Eltern, die so Dramatisches, so Unfaßbares erlebt haben? Ein solcher Protest ist nicht vorstellbar, ist tabu. Wie kann man gegen Menschen vorgehen, denen Unrecht in nicht vorstellbarem Ausmaß widerfahren ist? Und weiterhin widerfährt?

Denn aus den Verfolgten wurden nicht `Nicht-mehr-Verfolgte`. Aus den Verfolgten wurden Opfer. Was gestern zur Enteignung, Verschleppung, zur Ermordung führte, geriet im nachfolgenden Leben zur Demütigung, Verarmung, zum Scheitern, dem beständig neu entfachten Gefühl, am falschen Ort, inmitten falscher Menschen zu sein. Mißtrauen war die Folge. Ein Leben, abgeschirmt von einer feindseligen Umwelt.

Hinter der schulterklopfend vorgetragenen Lobesarie auf die ausgepackten Koffern, den Ankündigungen, wer baut, der bleibt (eigentlich sollte es heißen: Wer bauen kann, soll bauen; er kann es sich auch leisten, rechtzeitig wieder das Weite zu suchen) -, steht die erschütternde Erkenntnis, aus eigener Schwäche, Krankheit, Depression die Kraft zur Abreise nicht aufgebracht zu haben. Oder weil aus den Opfern gerade mal Überlebende und nicht Gewinner des eigenen Lebens wurden; viele verharrten lebenslang in Behandlungen und pharmakologischen Korsetts, weit davon entfernt, gut integrierte, geachtete Mitglieder der Jüdischen Gemeinden zu sein. An Orten, an denen offiziell das "neue jüdische Leben in Deutschland" in schönsten Farben gemalt wird, getragen ausschließlich von den Erfolgreichen, Talentierten, allseits Beliebten, haben die Mauerblümchen keine Stimme. Die Kluft zwischen Anspruch und Wirklichkeit, Wahrheit und Wunschdenken, ist unerträglich. Viele Überlebende und ihre Kinder erlebten sich als Verlierer, subjektiv und in den Augen der anderen. Versteinert der Gestus der Verachtung und Verächtlichkeit, des Wegsehens, des Übersehen Werden, der ihnen entgegenschlug und auch in den Gemeinden eingeübt und geduldet worden ist. Die Gemeinden, in denen die Kinder der Überlebenden aufwachsen waren meist unwirtliche Orte, Orte des Mißtrauens, der Verdächtigungen, des Ausgegrenzt Werdens. Nicht wenige wurden hier zu neuen Opfern, zu "Juden der Juden".

Sicher gab es Ausnahmen. Orte, an denen man warmherzig und mit offenen Armen willkommen geheißen wurde, wo Vielfalt von Menschen und Lebensweisen akzeptiert blieb.

In den Gemeinden war Scheitern kein Thema. Anpassung die Norm (weil nicht sein kann, was nicht sein darf...).

Kein Thema zudem die Erfahrung, am Ende sogar aus den eigenen Gemeinden gefallen zu sein. Gemeinden, die im Hauruckverfahren und kraft eines, - demokratisch nie legitimierten, sondern von der Führungsriege entschiedenen sozialpolitischen Experiments: Von einem Augenblick zum nächsten sind sie von Kontingentflüchtlingen übernommen worden. Mitsamt Sprache, Clubs, eigenen "Kein Zutritt-Schildern".

Und die betagten deutschen Juden? Kaum vorstellbar das Ausmaß der Selbstentfremdung. Spürbar vor allem in kleinen Gemeinden. In Augsburg etwa standen 200 Überlebende mehr als 1.500 Zuwanderern gegenüber, was den Zusammenbruch der Infrastruktur zur Folge hatte. Manch einer fühlte sich final entsorgt, rechtsstaatlich abgefedert durch Auswahl- und Ausschlußverfahren, auf die kein Einfluß genommen werden konnte, denen gegenüber der einzelne sich wieder und wieder als ohnmächtig machtloses Opfer bestätigt sah.

Und wurden die Überlebenden schließlich von den eigenen Kindern, wie zaghaft auch immer, im Stich gelassen, war das Maß voll. Der Versuch, sich auf eigene Wege zu besinnen, ging im Geschrei niederprasselnder Vorwürfe unter. "Hitler hätte es nicht besser machen können" hieß es, "Nestbeschmutzer", "Handlanger der Nazis".

Wie konnte sich der Sohn, die Tochter je vom Leid der Eltern abwenden? Diesem nicht in Worte zu fassenden Leid der Eltern, mit ihren dramatischen Verlusterlebnissen, Verwundungen und verstörenden Überlebenspraktiken? So schlecht ausgestattet mit "Normalität" - überschattet vom tiefen Mißtrauen des Menschen, der die Welt als unberechenbar, ohne Regeln und Gerechtigkeit erfahren hatte - und weiterhin erfuhr. Die Welt blieb ein unsicheres Gebilde, und Menschen lösten Mißtrauen und schlimme Befürchtungen aus. Blieb dieser Generation nicht nur eines, den Auftrag der Eltern anzunehmen, den kaum zu rechtfertigenden Protest, den Ruf nach dem eigenen Weg, aufzugeben und koste es das eigene Leben?

6. Leben mit offenen Türen

Bei der Grundsteinlegung der neuen Synagoge waren sie dabei. Drei kleine Jungs in schwarzen Anzügen und weißen Hemden mit Kippot aus Samt, mit einer Klammer an blonden, braunen und schwarzen Haaren. Sie hielten sich an den Händen während in den Reden der Vertreter von Gemeinde und Stadt von `Zukunftsträgern und Symbolen des Neuanfangs` die Rede war. Daß auch Mädchen unbedingt hätten anwesend sein müssen, war, dies ergab die Nachfrage, von der Präsidentin der Gemeinde "vergessen" worden. Einige Jahre später. Der Synagogenbau war beendet. Zur Einweihung, zwei junge Männer in schwarzen Anzügen, weißen Hemden und Samtkippot, mit Klammern an der Frisur befestigt, stehen nebeneinander vor dem Eingangstor der neuen Synagoge. Im Blitzlichtgewitter der Fotojournalisten und Kameraleute öffnen sie langsam das Eisentor zur neuen Synagoge, jeder einen Flügel des Tores. Und am Ende steht das schwere Tor mit den hebräischen Buchstaben des Dekalogs weit offen und der Blick fällt hinein auf den Vorraum der Synagoge und den Tisch, der wie eine Barriere quer in den Weg gestellt worden ist, wegen der Sicherheitskontrolle. Das Fehlen einer jungen Frau, die als Symbol für Zukunft und Fortbestand der Gemeinschaft ebenso wichtig gewesen wäre, war schon kein Thema mehr. Die beiden jungen Männer, von Jahr zu Jahr älter und gesetzter, tauchen fortan bei jeder wichtigen Zeremonie auf und treten gemeinsam vor die Gemeinde, um das fruchtbare jüdische Leben der Gemeinschaft zu symbolisieren. Und immer öffnen sie Türen.

Nach ausgiebigen Lobesworten wenden sie sich dann von der Bima ab, treten vor den Schrank an der Wand, der wie das Eingangstor links und rechts Flügeltüren hat, die aufgeklappt werden. Und während sie ergriffen vor dem Aron Hakodesch stehen, erinnert jemand daran, daß dies das Paar ist, das erstmals das Eingangstor der Synagoge geöffnet hatte und heute, dieses Ereignisses

gedenkend, gleiches mit den Flügeltüren des Aron Hakodesch zu tun gedenke und fortan mit allen Flügeltüren, die sich ihnen entgegenstellen, egal welcher Größe und Machart, selbst wenn es sich um einfache Türklappen oder bestickte Vorhänge handelt. Sie werden sie in jedem Fall öffnen, vorausgesetzt es gibt einen rechten und einen linken Flügel. Die Synagogenbesucher, der Synagogenchor, die all dies ergriffen betrachten, die Männer gerade sitzend und nach vorn, zum Ort des Geschehens gerichtet, die Frauen rechts und links zur Frontseite hin verdreht sitzend, so daß sie das Geschehen weiter vorne im Blick behalten können, alle hier sind sich bewußt, daß dies ein besonderer Augenblick ist. Ein Stück gemeinsame Geschichte, positiver Geschichte in dieser Stadt. Und die Erinnerung an die Schoa mit ihren Millionen Opfern scheint für einige Minuten weit weg zu sein.

Das Bild der beiden jungen Männer, zumal es ausgiebig fotografiert und gefilmt worden ist, hat sich in die Köpfe und Herzen der Anwesenden eingegraben. Die Zuschauer waren Zeugen der Geburt eines Gedenkrituals. Mit Gertrude Stein könnte man vom `Gedenken des Gedenkens des Gedenkens` reden. Eine unendliche Iteration, die immer noch Verwunderung auslöst, weil sie immer noch damit zu tun hat, daß Wunden zu versorgen und zu pflegen sind.

Man ist froh dabeigewesen zu sein; nur einige Frauen klagen wegen der verdrehten Haltung, des ungünstigen Sitzwinkels, der fehlenden Beinfreiheit. Sie werden von Problemen mit Bandscheibe, Halswirbelsäule, Ischiasnerv berichten und einer orthopädischen Behandlung bedürfen. Dennoch hat es sich gelohnt. Es ist wichtig, sich immer wieder zu versichern, daß mehr als ein halbes Jahrhundert nach der finalen Zerstörung, - in München begann sie, als das Amt den Abriß der erst wenige Jahrzehnte alten Hauptsynagoge in der Stadtmitte verordnete, und endete mit der Ermordung der Gemeindeglieder - , an diesem Ort der Verbrechen neues jüdisches Leben entstanden ist. Mitten in der Stadt. Für alle sichtbar. Auf hohem Niveau. Mit professionellen Gottesdiensten und professionellen Gesängen. Ohne die andernorts schon verbreiteten Frauenstimmen, die von Übel sind und an den bösen Trieb erinnern. Denn hier an dem Ort, an dem die Gemeindeglieder und sehr viele Frauen eine Frau zur ersten Präsidentin einer jüdischen Gemeinde wählten, werden die Frauen schon wieder aus der Öffentlichkeit entfernt. So wie es andernorts, -Israel geht mit großen Schritten voran -, längst praktiziert wird. Was früher noch üblich war, dies leichte Augenzwinkern, wenn der Rabbiner abwehrend hin und wieder doch eine ausgestreckte Frauenhand ergriff, nicht ohne zu tadeln, daß dies eigentlich nicht üblich sei, dieses Augenzwinkern ist längst verschwunden und Düsternis gewichen, nicht nur der Augen.

Bereits mit der Raumaufteilung, - von einer anderen erfolgreichen Frau, der Architektin entworfen und realisiert -, ist den Frauen die Rolle von Zaungästen zugewiesen. Die Frauen sitzen nicht mehr hinter Wänden, oder Gittern mit dichten Vorhängen, ohne Sicht und den Blicken verborgen, nein, sie haben einen freien Blick nach unten, aber das ist eigentlich egal, denn sie sitzen an den Seiten, an steil und eng nach oben hin verlaufenden Stufen, sie sitzen im wahrsten Sinne des Wortes wie unerwünschte Gäste, die von zu engen Sitzstangen aus, das Innere des Raumes ständig im Blickfeld haben, und die hin und her laufenden Männer betrachten, Männer mit goldenen Ketten und prächtigen Gebetsmänteln, die einander mit "Liebe Männer" anreden, die beten, singen, die Tora küssen, also tun, was auch jede Frau gerne tun würde. Denn genau deswegen sind die Frauen hierher gekommen. Sie wollen am Gottesdienst teilnehmen.

Auf ihren Sitzen balancierend, durch die Enge in den Reihen kaum in der Lage sich zur eng neben ihr Sitzenden hinzuwenden, weil die nötige Distanz unterschritten wird, und ein unangenehmes Gefühl zu großer Nähe entsteht; der Winkel ist so steil, daß es kaum möglich ist, sich so zu drehen, daß ein Gespräch oder nur eine Begrüßung als mühelos und selbstverständlich erfahren würde. Um sich nicht zu nahe auf die Pelle zu rücken, senken die meisten Frauen ihren Kopf

und beschäftigen sich mit dem Gebetbuch oder mit den auf Kniehöhe sich bewegenden Kindern. Doch sobald sie hochblicken, fällt ihr Blick unentrinnbar auf den Innenraum und ihr Blickfeld ist voller Männer, von denen sie wissen, daß sie ihnen nicht einmal die Hand geben würden, nicht zu einem Gespräch bereit wären, ohne Ausflüchte zu suchen und sich rasch wieder davon zu machen, weil sie die Frauen als störend und überflüssig erachten, sofern sie ihnen nicht Aufgaben zuweisen, etwa die sich um die Kinder zu kümmern, um selbst in Ruhe beten zu können. Und während sie die Männer gegen ihren Willen ständig vor Augen haben, wissen sie, daß sie von den in der Mitte des Raumes agierenden Männern nicht gesehen, nicht gehört, nicht wahrgenommen werden; sie sind sich darüber im klaren, daß sie unerwünscht sind und keine andere Funktion haben, als die Männer still zu beobachten. Denn so wird es von ihnen erwartet. Hin und wieder werden von unten Knaben entsandt, die hoch erhobenen Hauptes und rücksichtslos an der viel zu engen Sitzreihe entlang laufen und demonstrieren, daß sie hier das Sagen haben, während die Frauen erschreckt ihre Beine zurückziehen und ihre auf dem Boden liegenden Habseligkeiten rasch in Sicherheit bringen.

Und wenn jeder Platz wie es bei den Gedenkgottesdiensten üblich ist, besetzt ist, und weil die Gänge so eng sind und nur an einer Seite offen sind und nur dort verlassen werden können, ist kein Entkommen möglich. Das wissen einige Frauen. Sie haben sich bereits ihre Gedanken gemacht. Sie wissen, daß sie im Brandfall, oder wenn Panik ausbricht, wenn sie es denn noch könnten, unbedingt über die Brüstung klettern müssten, um hinauszulangen und sich in Sicherheit zu bringen, da die Gänge in diesem Trakt der überflüssigen Frauen so eng sind, daß ein Entkommen nicht vorgesehen ist.

Wir fragen uns mit Sorge, wie der Brandschutz dies hat genehmigen können. Doch das ist eine andere Geschichte.

7. Doppelbesetzung: Jüdischer Geist an Hitler

Das bleibt todsicher im Gedächtnis. Die Erinnerungsfigur: Jüdischer Geist an Hitler. Ergebnis einer existentiellen Kernschmelze im Dienst der Dramaturgie (mit dem kaum zu übersehenden Ehrgeiz einer neuen Sinnstiftung).

„Rommel - ein deutscher General“, ein Stück von Michael Sommer und Stephan Suschke, aufgeführt im Januar 2012 im Theater Ulm, flankiert von Veranstaltungen zum gewaltigen Thema „Mensch und Mythos“ (nicht: „Mensch und Geschichte“), all dies an einem Ort, der authentischer nicht sein könnte. In Herrlingen bei Ulm steht das so benannte „Rommel-Haus“, das bis zu seiner Arisierung eigentlich ein jüdisches Altersheim war. In diesem Stück werden Führer und Jüdin eins. Nein, kein Januskopf blickt dem Zuschauer hier entgegen. Keine Botschaft okkulten Inhalts. Der eine als des anderen Nemesis trifft es schon eher. Hitler sitzt der Jüdin im Nacken und während die Jüdin Werbeslogans von sich gibt, von persilweißer Wäsche redet, kündigt Hitler an: „Da kenn ich kein Pardon und kein Verdienst. Ich merze diese Leute einfach aus.“ Oder „Wer schadet und nicht nützt, muß ganz einfach weg.“

Die Frau, deren Leben als Vorlage für die Rolle des „jüdischen Geistes“ diente (in der Doppelrolle eindrucksvoll von Ulla Willick gespielt), beschreibt die Brennöfen von Auschwitz, schlüpft dann in die Haut und Stimme (!) des Führers, der nie in Auschwitz war und von dem etliche seiner Anhänger immer noch behaupten, er habe nichts von Auschwitz gewußt. Und genau an dieser Schnittstelle von dramaturgischen Effekten und realem Leben, wird es unerträglich. Der ermordeten Jüdin wird eine poetische Betrachtung ihrer eigenen Vernichtung in Auschwitz in den Mund gelegt. Man schaudert wegen der Brutalität dieses Eingriffs, dieser Gewalt an der Identität des Opfers. Denn so sehr die Poetisierung der Verbrechen zum Handwerk des Stückeschreibens gehört, so empörend ist die nicht vollzogene Trennung von Täter und Opfer. Deren Fusion im Dienst des Effekts hinterläßt einen bitteren Geschmack, denn was hier fehlt ist der

Hinweis, wer diese Frau, die durch das Haus "irrluchtert" eigentlich war: sie wurde deportiert, anonym ermordet, keine Träne wurde ihr nachgeweint, sie hat kein Grab. Die Biographie der Großmutter der Künstlerin Tanya Ury, bleibt für den Theaterbesucher, der über Hitlers und Rommels Leben aus den Geschichtsbüchern genügend weiß, um die dramaturgischen Manöver von den Geschichtsfakten unterscheiden zu können, unbekannt. Der "irrluchternde" jüdische Geist ist, anders als Hitler, namenlos. Dies hat zur Folge, daß die Lebensgeschichte der Frau, die im jüdischen Altersheim arbeitete, bevor sie deportiert wurde, zu vage bleibt, als daß sie als Mensch aus Fleisch und Blut erkennbar werden könnte. Hinter dem jüdischen Geist, dramatisch gekettet an ihren Mörder, Adolf Hitler, verbirgt sich Fanny Hedwig Ury, geb. Ullman 1894 in Ulm, die bis 1942 im Jüdischen Altersheim arbeitete und dann über Theresienstadt nach Auschwitz deportiert wurde. Dort ist sie am 19. Oktober 1944 vergast worden und hat den Bittermandelgeschmack, von dem im Theaterstück die Rede ist, vermutlich mit in den Tod genommen. Rommel und seine Familie haben nie etwas von der Existenz der Fanny Hedwig Ury erfahren. Ebenso wenig Adolf Hitler, an den sie nun für immer als "Jüdischer Geist" gefesselt sein wird.

Durch eine merkwürdige Synchronizität hat sich wenige Tage vor der Vergasung der Fanny Hedwig Ury, der neue Hausherr des arisierten Jüdischen Altersheims in Herrlingen bei Ulm, der deutsche Held, "Wüstenfuchs" und Lieblingsgeneral Adolf Hitlers, Erwin Rommel am 14. Oktober 1944 das Leben genommen, vermutlich mit dem Ziel, den eigenen Mythos nicht ins Wanken zu bringen - wegen des Stauffenberg Attentats war er unter Druck geraten. Indem er sich selbst richtete und Hitler nicht kompromittierte, hat Erwin Rommel am Ende sogar ein Staatsbegräbnis erhalten und ist bis zum heutigen Tag für viele Deutsche eine nationale Identifikationsfigur geblieben.

8. Kapiere statt Kopieren!

In den Regieanweisungen zu "Rommel - ein deutscher General" heißt es zur Besetzung Hitler/Jüdischer Geist: "Jüdischer Geist, wird von den anderen Figuren grundsätzlich nicht bemerkt, oder höchstens als eine leichte Kälte". Ist dies ein Bild jüdischer Identität nach der Schoa? Nachtrag zum Rollen-Repertoire? Für jene, die ihn nicht bemerken, ein Wiedergänger, der sie in Träumen heimzusuchen vermag. Unauflöslich hier wie dort und weiterhin, das Band der Schoa, Auftrag und Versprechen, Verhängnis und Befreiung. Ein Erbe, das mit Toten und Lebenden verbindet. Und auch mit denen in Zwischenwelten. Durchdrungen von Todeskälte, hin und wieder doch imstande, das Feuer zu entfachen, die Eislandschaften innen und außen freizulegen. Kurzum, die Erstarrten allerorten wieder auf Trab zu bringen. Zuweilen auch in Rage.

Copyright:

Dr. Hanna Rheinz
Schießstattweg 19
82362 Weilheim
Tel. 0881 - 92 75 951

Bankverbindung

Vereinigte Sparkasse Weilheim
BLZ 703 510 30
Konto 92 31 135